

Agenda hinter dem *BC* als Kommentars zur Regentschaft Neros. Nach Abwägung verschiedener Forschungsansichten konstatiert H.:

„Nachdenklich stimmt nicht zuletzt das düstere Sittengemälde, mit dem der Text so unvermittelt einsetzt, und das merkwürdig zeitlos anmutet. Es könnte fast als Bilanz der neronischen Ära durchgehen. Im Blick zurück schwant dem Leser, dass sich im Grunde nichts geändert hat - oder eher, dass die Dinge sich zum Schlechteren gewendet haben. Auch Neros Reich ist die Domäne von Furor und Discordia. Denn in diesem Hades auf Erden herrscht chronischer Bürgerkrieg zwischen dem Caesar und seinen Untertanen. Zwischen den Zeilen malt das *BC* Lukans pessimistisches Geschichtsbild konsequent zu Ende.“ (839).

Der Kommentarteil mit 518 Seiten ist untergliedert nach der Grobstruktur des *BC*: vv. 1-66 (Krise der Republik), vv. 67-125 (Dis und Fortuna), vv. 126-142 (Die Zeichen stehen auf Krieg), vv. 144-208 (Caesars Alpenüberquerung), vv. 209-244 (Panik in Rom) und vv. 245-295 (Der Krieg der Götter) und zeugt von der immensen Belesenheit, dem nimmermüdem Fleiß und der großen Erfahrung H.s im Verfassen von Kommentaren: Die Leserinnen und Leser finden nützliche Überblicke zu einzelnen Passagen, zu geographischen, religions- und kulturkundlichen oder historischen Phänomenen ebenso wie philologische Detailbeobachtungen – alles in wohlponderierter Auswahl und hinterlegt mit Zitaten aus dem OLD, griechischen und lateinischen Quellen sowie weiterführender Literatur. Diesem klugen Kommentar ist eine breite Leserschaft zu wünschen, dem Autor weitere Schaffenskraft und eine ebensolch glückliche Hand für die Kommentierung der noch ausstehenden Kapitel Petron, Sat. 125 -141 in einem wohl geplanten 4. Band.

MICHAEL LOBE

Holzberg, N. (2022): *Persius, Satiren. Lateinisch-deutsch. Hg. und übers. von N. H. (Sammlung Tusculum)*, Berlin/Boston: de Gruyter, 139 S., EUR 29,95 (ISBN 978-3-1107-7290-6).

Dass zum Verständnis und zur Vermittlung des in neronischer Zeit zeitlich zwischen dem Vorgänger Horaz und dem Nachfolger Juvenal positionierten Satirikers Persius, der mit einem gewissen Recht als einer der schwierigsten lateinischen Autoren gilt, eine zweisprachige und zumindest notdürftig kommentierte Ausgabe von entscheidender Bedeutung ist, dürfte unumstritten sein. Niklas Holzbergs (H.) erneute Aufnahme des insgesamt doch sehr wenig gelesenen und von den wenigen Lesern noch weniger geschätzten Persius in die Reihe der Sammlung Tusculum, wo dieser bislang durch die Übertragung Otto Seels aus dem Jahre 1950 (2. Auflage 1974) vertreten war, ist also in jedem Falle eine äußerst verdienstvolle Publikation. Umso größer ist freilich auch die Verantwortung, die H. insbesondere mit seiner Verdeutschung des im Mittelalter und der Frühen Neuzeit unangefochtenen Klassikers trägt.

H. beginnt seine Einführung mit einem Beispiel für die intertextuelle Dimension der Persius-Satiren, indem er aus der Parallele zwischen Hor. sat. 1,5,30f. und Pers. 3,44-47 das dem Augusteer entsprechende Bekenntnis zur Kritik an typischen Verhaltensweisen (und damit gleichzeitig zum Verzicht auf die Personalsatire des Lucilius) auch für den neronischen Dichter ableitet (9f.). Das an diese Hinführung anschließende Kapitel zur *Vita Persi* thematisiert die Autorfrage der wahrscheinlich von Sueton verfassten Dichterbiographie und problematisiert deren Wahrheitsgehalt, indem sie Elemente als aus dem Werk herausgesponnen charakterisiert, bevor H. sich energisch und

mit Recht gegen Tendenzen der angloamerikanischen Forschung wendet, die in den Satiren „ein Dokument philosophischer Autotherapie“ sehe und allenthalben „zwischen den Zeilen Angriffe auf Nero zu entdecken“ bestrebt sei (12).

Für die Stilistik des Persius verweist H. – auch zur Erklärung der schwer verständlichen, ‚dunklen‘ Sprache des Persius – auf dessen „eigene satirische Diktion“, für die „in Abgrenzung von Horaz“ insbesondere „das Nebeneinander von kolloquialen oder sogar vulgärem mit hochpoetischem Stil“ charakteristisch sei, zu dem „neben selten benutzten Wörtern und Wendungen Neologismen sowie lexikalische und syntaktische Archaismen und Gräzismen“ gehörten (13). Besonders typisch sei dabei folgendes Phänomen: Persius verwende „Metaphern oft nicht als solche, sondern [nehme] sie beim Wort, indem er von der übertragenen die eigentliche Bedeutung mittransportieren“ lasse (13f.), was Holzberg an zwei instruktiven Beispielen ausführt (14).

Besonders hilfreich zum Verständnis ist das folgende Kapitel der Einleitung, in der H. die sechs Satiren sowie die einleitenden (wenn gleich in den Handschriften teilweise auch an letzter Position überlieferten) Hinkjamben als durchkomponiertes Werk und die *persona* des Dichters als konsistent konstruierte Figur auffasst und die wichtigsten Entwicklungslinien eines Œuvres nachzeichnet, das sich gerade innerhalb der einzelnen Satire häufig dadurch auszeichnet, dass „das Überwechseln von einem Punkt der Darlegung zum nächsten abrupt“ wirkt (18). Da der Leser zu „dem in einem solchen Fall erforderlichen ‚Ergänzungsspiel‘ (Peter Bing) [...] nicht immer ohne Weiteres in der Lage“ sei, sei auch „der Gedankengang einer Satire [...] hie und da nicht einfach nach-

vollziehbar“ (19). Etwas erstaunt liest man im direkten Anschluss an diese Ausführungen folgende Einschätzung H.s: „Trotz der bisher genannten Schwierigkeiten ist, was der Wortlaut des Prologs und der sechs Satiren direkt aussagt, für moderne Leser, sofern sie mit antiker Literatur einigermaßen vertraut sind, ohne Hilfe eines gelehrten Kommentars im Großen und Ganzen erfassbar“ (ebd.).

Verständlich wird diese Aussage erst dann, wenn man weiterliest: Es geht H. nämlich hier darum, zu den Stellen überzuleiten, an denen „der Dichter einen intertextuellen Bezug herstellt und man das nicht würdigen kann, weil man das evozierte Werk nicht kennt“ (19). Konsequenterweise ist das nächste Kapitel von H.s Einleitung diesen intertextuellen Bezügen gewidmet, mit denen Persius „auf die römische Poesie von Plautus bis Ovid zurück[greife], wobei Horaz-Verse das weitaus größte Kontingent“ bildeten (20). H. führt dennoch zunächst ein Beispiel aus Ennius an, leitet dann zu einem komplexen (und teilweise auf minimalen Parallelen beruhenden) intertextuellen Verweis auf Vergils *Eklogen*, Catull und Kallimachos über, bevor dann tatsächlich das Verhältnis zu Horaz und zur stoischen Philosophie in den Mittelpunkt rückt.

Zwei weitere Abschnitte der Einleitung sind der Rezeption des Persius gewidmet; ausgehend von den beiden im engeren Sinne zeitgenössischen Zeugnissen Quintilians und Martials (27) wird vor allem Augustinus als Vermittler des Persius an das Mittelalter gewürdigt (28-30); dann zeichnet H. nach, wie Persius – aus seiner Sicht zu Unrecht – in den (Ver-)Ruf geraten ist, ein besonders schwer verständlicher Autor zu sein: Entscheidend sei das Verdikt Julius Caesar Scaligers gewesen; dessen bis ins 19. Jahrhundert wirkmächtiges *illum igitur mittamus* sei

unmittelbar in einen altphilologischen „Klassizismus“ und „Quellenpositivismus“ übergegangen, der Persius aufgrund seiner zahlreichen intertextuellen Bezüge insbesondere zu Horaz umstandslos zum „Epigonen“ abgestempelt habe (31). Als Meilensteine der Forschung hebt H. Wolfgang Kuglers Dissertation von 1940 und Walter Kißels Kommentar aus dem Jahr 1990 hervor, bevor er dazu auffordert, insbesondere die seiner Meinung nach seit 1990 wenig innovative deutschsprachige Persius-Forschung nicht zuletzt in kritischer Auseinandersetzung mit Kißel, aber auch mit der weniger philologisch als vielmehr kulturwissenschaftlich orientierten anglophonen Altphilologie wieder zu intensivieren (32-34).

Die Reflexion der eigenen Übertragung setzt – wie inzwischen bei H. üblich – mit dem Naserümpfen über die „klassizistische Patina“ der „Voßianer“ ein, also über die Diktion all derjenigen Übersetzer, die sich in die Tradition der Homerverdeutschungen des großen Johann Heinrich Voß stellen. Selbst die Prosaübersetzung Kißels verfällt überraschenderweise diesem Verdikt, da sie „auf Schritt und Tritt“ ihre „Sätze dem Hexameterrhythmus“ anpasse und „den durch Versübertragungen konservierten Wortschatz von anno Tobak“ aufweise (alle Zitate 34). Hier geht es erkennbar nur noch um die Verteidigung eines vermeintlichen Alleinstellungsmerkmals, wenn H. sein eigenes Vorgehen folgendermaßen rechtfertigt: „[...] speziell im Falle dieses Satirikers mit seiner eigenwilligen Diktion, den gedrängten Formulierungen, abrupten Übergängen, der Mischung von Vulgär- und Dichtersprache und anderen Besonderheiten stört, wie ich meine, der rhythmische Wechsel von Hebung und teils einsilbiger, teils zweisilbiger Senkung, der im Deutschen an die Stelle der quantifizierenden

Metrik tritt, den Gesamteindruck von einem Sprachkunstwerk *sui generis*, wie es das lateinische Original darstellt. Ein solches verlangt in höchstem Maße, dass extrem wörtlich übersetzt wird, und da das nur in Prosa durchführbar ist, kommt sie einzig infrage“ (35).

Die pathetische Sprache deutet bereits darauf hin, dass hier nur eine Wahrheit verschleiert werden soll, die unmittelbar vor dieser Stelle der Einleitung zumindest durch H.s Hypothesen noch erkennbar wird, wenn er die Aufzählung der Schwierigkeiten einer Versübersetzung mit diesen Worten abbricht: „[...] wer sprachlich wahrhaft virtuos ist, müsste das Unmögliche möglich machen können“ (35). Nun will man freilich auch von H. nicht gerade das viel berufene Unmögliche verlangen; ins Gegenteil einer Übertragung zu verfallen, die sich gerade das „extrem wörtlich[e]“ Übersetzen auf die Fahnen schreibt, mit der mittelmäßige Gymnasiasten gerne das grauenhafte Deutsch rechtfertigen, das sie beim Verdeutschen aus den alten Sprachen in der Regel produzieren, ist aber gewiss die schlechteste aller Lösungen. Wenn H. dann noch für die Unverständlichkeit seiner deutschen Version mit dem Hinweis darauf wirbt, dass „eine Übertragung der Persius-Satiren viel ausgiebiger kommentiert werden [müsse] als jede andere“ (ebd.), kommen schon vor der Lektüre des ersten Satzes der so angekündigten Übersetzung beim Leser automatisch die schlimmsten Bedenken auf.

Und tatsächlich wird diese Erwartung nicht enttäuscht: Zwar finden sich selbstverständlich auch sehr gelungene Übertragungen wie „Servus“ für das *chaere!* des Papageien in prol. 8 oder die Wiedergabe des Ausrufs *nugae!* in 1,5 durch „Dummes Zeug!“ Aber wieso der Ablativus absolutus *nucibus* [...] *relictis* in 1,10 mit „wenn wir die Nüsse zurückgelassen haben“

übertragen wird, obgleich die zugehörige Anmerkung ausführt: „Als häufig verwendetes Kinderspielzeug stehen sie für die Kindheit“ und man also ebenso gut gleich „Kinderspielzeug“ in den deutschen – dadurch auf Anhieb verständlichen – Text setzen und sich die Erklärung der Nüsse für die gelehrte Kommentierung hätte aufsparen können, wird wohl für immer H.s Geheimnis bleiben. Vollends unverständlich ist die Wiedergabe der (zugegebenermaßen tatsächlich schwierigen) Stelle *patranti fractus oculo* (1,18) durch H.s „abgeschlafft mit abspritzenden Äuglein“, die zudem zeigt, wie die subtile Sprachkunst des Persius in der Vereindeutigung auf den obszönen Unterton verloren geht, wenn eine Wendung, die zunächst einmal bedeutet, dass der Rezitator durch seinen emotionalen Vortrag „mit demütigem Blick um Einverständnis wirbt“, mit im Kontext unmissverständlich sexuellem Vokabular wiedergegeben wird.

Einen übersetzerischen Offenbarungseid schließlich stellt H.s Unsitte dar, vermeintlich fehlende Satzbestandteile in spitzen Klammern zu ergänzen – ein Phänomen, das sich bereits auf der zweiten Seite der Übersetzung nicht weniger als viermal findet (43). So wird aus der Frage *quare? ne mihi Polydamas et Troiades Labeonem praetulerint?* (1,3-5) bei H. ein zusätzlich durch die Anmerkung „Im Lateinischen ist vor *ne*, das nach Verben des Fürchtens ‚dass‘ heißt, *times* oder etwas Ähnliches zu ergänzen“, folgende Übersetzung: „Warum? <Hast du Angst>, dass Polydamas und die Trojanerinnen mir den Labeo vorziehen könnten?“, während eine inhaltlich äquivalente Verdeutschung wie „Warum? Damit Polydamas und die Trojanerinnen mir nicht den Labeo vorziehen?“ nicht nur ohne die von H. bemühten Ergänzungen auskommt, sondern auch stilistisch näher am Original bleibt.

Natürlich sind die Anmerkungen H.s nicht nur dann hilfreich, wenn die Übersetzung alleine unverständlich bleibt; dass 1,1 „[w]ahrscheinlich Zitat eines Hexameters des (nur fragmentarisch überlieferten) C. Lucilius“ darstellt, ist eine Zusatzinformation, die zwar aufgrund des verlorenen ursprünglichen Kontextes des Zitats nicht ohne Weiteres für ein vertieftes Verständnis sorgt, aber in jedem Fall einen wichtigen Interpretationsansatz darstellt. Dieser wäre alleine durch die – den meisten Lesern wohl erst infolge der Kenntnisnahme der Anmerkung aufgefallene – Absetzung der Übertragung als Vers, hinter der man zunächst einen schlichten Layout-Fehler vermuten könnte, kaum ausreichend markiert, wobei hier freilich zuzugeben ist, dass H. die konventionelle Markierung als Zitat (nämlich durch Anführungszeichen) wegen des Dialogcharakters der Anfangspartie nicht möglich war. Auch die intertextuellen Verweise auf Labeos Homerübersetzungen oder die Waagenmetapher aus den Fröschen des Aristophanes (zu 1,4 bzw. 1,6f.) machen die Benutzung von H.s Anmerkungen zu einem Gewinn; dass hier der Umfang des für die Bände der Sammlung Tusculum üblichen Anhangs deutlich überschritten wurde, wird jeder Leser dem Verfasser und Herausgeber in Personalunion danken.

Obgleich Holzberg die *Vita Persi* nicht nur im Anschluss an die Satiren abdruckt, sondern Autorschaft und Wahrheitsgehalt in der Einleitung kurz kommentiert, wird die *Vita*, in der Einleitung noch beinahe euphorisch als „eine der längsten Dichterbiographien, die wir aus der Antike haben“, apostrophiert (10), eher stiefmütterlich behandelt: Zwar weicht H. von der Ausgabe Kißels hier gemessen am Text noch weit häufiger ab als bei den Satiren und setzt so eigene Akzente (vgl. den textkritischen Anhang, 101f.), doch die – freilich auch erst im Novem-

ber 2021 erschienene und damit wohl auf die Zeit nach dem Datum der Unterschrift von H.s Vorwort („Herbst 2021“, 37) anzusetzende – Ausgabe Markus Stachons wird beispielsweise nicht einmal erwähnt und auch die Sorgfalt im Detail fehlt, wenn etwa im textkritischen Anhang Mosts Konjektur *criticus* zur Bezeichnung anstelle des von Kifsel abgedruckten *tragicus* angeführt wird, diese aber nicht nur syntaktisch so eingebaut wird, dass aus Cornutus „ein Kritiker der Schule der Säulenhalle“ wird (93), sondern im lateinischen Text auch anstelle der eigentlichen Konjektur das beinahe schon erheiternde *criticicus* [sic] erscheint (92).

Man muss also letztlich konstatieren, dass H.s Persius Licht und Schatten bietet, die Ausgabe aber dennoch zumindest das Bild von der römischen Verssatire vervollständigt: Horaz und Juvenal sind ohnehin gut erschlossen (Juvenal etwa durch die vorzügliche Ausgabe von Sven Lorenz aus dem Jahr 2017 ebenfalls in der Sammlung Tusculum); zu Lucilius liegt eine Sammlung der Fragmente von Johannes Christes und Giovanni Garbugino aus dem Jahr 2015 vor. Man kann also mit den sprachlich wie sachlich schwierigen Satirikern auch etwa in der Schule oder im Grundstudium bequem arbeiten, selbst wenn man sich den Persius vermutlich für den Haus- (und Schul-)gebrauch auf der Grundlage der Anmerkungen noch einmal neu übersetzen wird – und Kuriositäten wie die Wiedergabe von *gurgulio* (Pers. 4,38, aufgeführt ThLL VI/2, Sp. 2365, Z. 31-36 unter der Bedeutung: *metonymice (obscaene) de membrum uirili*) durch „Kornwurm“ (71) ebenso kopfschüttelnd *ad acta* legen wie die zumindest sprachlich unglückliche Wendung „den Leuten die ausgeleierte Arschfotze ausbreiten“ (ebd., für *populo marcentes pandere uuluas*, Pers. 4,36).

HEIKO ULLRICH

Schmitz, Chr. (2019): Juvenal, Hildesheim/ Zürich/New York, Studienbücher Olms Verlag, 248 S., EUR 22,- (ISBN 978-3-534-27127-6).

„In dieser Reihe erscheinen anspruchsvolle Einführungen zu griechischen und lateinischen Autoren der Antike. Namhafte Experten stellen auf der Grundlage des aktuellen Forschungsstandes in allgemein verständlicher Weise die Biographie und die Werke sowie das Nachwirken der antiken Schriftsteller vor. [...] Die ‚Studienbücher Antike‘ [...] wollen altertumswissenschaftliche Themen auch für andere Fächer (z. B. Vergleichende Literaturwissenschaft, Germanistik, Romanistik, Geschichte, Philosophie, Theater- und Kunstgeschichte) fruchtbar machen und auch für den Gebrauch in Schule, Museum, Theater usw. das notwendige Wissen vermitteln.“ (<https://www.olms.de/search/result.aspx?seriesid=241> [22.06.2022]). Innerhalb dieser Reihe hat die namhafte Expertin¹ Chr. Schmitz (S.) eine Einführung zu Juvenal vorgelegt. Im ersten Abschnitt (11-43) beschäftigt sich S. mit der Person Juvenals, aber eben nicht in Form eines biographischen Abrisses, sondern indem sie die Frage nach der Authentizität von Juvenals Person innerhalb seines Werkes mit den nachweisbaren Stationen in Juvenals *vita* verknüpft. Dem folgt die literaturhistorische Einordnung des Dichters und seines Werkes in die genuin römische Gattung der Verssatire (44-71). Die beiden umfangreichen Kapitel bilden gleichsam die Grundlage, auf der dann im Hauptteil die 16 Satiren Juvenals vorgestellt werden (72-161). Auch das daran anschließende Kapitel könnte letztlich diesem Hauptteil zugeordnet werden, weil S. grundsätzlichen Aspekten von Juvenals „satirisch analysierende[m] Blick auf die römische Gesellschaft“ nachgeht (162-177). Mit „Juvenals virtuoser Technik“ in „Stil“ und „Vers-